

# Im Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von Adolf Hensel.)

## 3. Fortsetzung.

Dank, innigen Dank, teures Mädchen! rief Werner, gerührt von dem freimütigen Bekenntnis ihrer Liebe.

„Und hast du ganz vergessen“, fiel ihm leidenschaftlicher Aufwallung ihr Bruder ein, „daß du die Verlobte eines anderen Raoul v. Verbignac bist?“

Bestürzt schaute Werner nach der Geliebten. Aber ruhigen, kühlen Tones entgegnete Cécile:

„Verlobt — ja. Durch den Zwang der Familienverhältnisse, ohne jede Reizung. Gleichwohl hätte ich, wie so mancher meines Standes, dem ungeliebten Manne die Hand gereicht. Seitdem ich aber weiß, was Liebe ist, wird nichts mich vermögen, Raouls Gattin zu werden.“

„Und ich, der Marquis v. Cécile, sage dir als Haupt der Familie, du wirst den Vetter heiraten. Glaubst du, ich würde mein gegebenes Wort brechen? Und du selbst, törichtes Mädchen, bist du dir denn bewußt, was du so schön zureddest? Einer der stoltesten Kavaliere Frankreichs, der reichste Grundbesitzer weit und breit, der dir das Leben freudvoll und herrlich gestalten kann, wirst um dich, und du schlägst ihn aus um eines Fremden willen, eines militärischen Abenteurers, der nichts hat, als seinen Degen und die Anwartschaft auf eine Krone aus der sicheren Büchse unserer Freischützen?“

„Das ist Soldatenlos, Herr Marquis“, versetzte Werner trocken. „Nur aber lebe ich, und solange ich meinen Säbel schwingen kann, wird mein heißestes Streben sein, die zu erringen, der mein Herz gehört!“

„Nun genug der Worte!“, rief ungeduldig der Marquis. „Du, Cécile, sollst jetzt mir, und für Sie, mein Herr, dürfte es Zeit sein, sich ihrer Pflichten als Offizier zu erinnern! Sie haben mir Sicherheit meines Lebens verbürgt, ich lasse Sie zu den Ihrigen zurückkehren. Unsere Rechnung ist ausgeglichen!“

Mit diesen Worten wandte er sich Holz ab, ergriß die Hand seiner Schwester und schritt der Tür zu. Die Komtesse, der herben Tatsache der Trennung sich bewußt werdend, riß sich von ihm los und stürzte zu Werners Brust, der sie mit bebenden Armen umfiß.

„Leb wohl, Geliebter! Wir müssen scheiden, scheiden auf immer!“

„Das verbitte Gott, teure Cécile! Ein deutscher Offizier holt sich seine Braut allen feindlichen Gewalten zum Trotz!“

Cécile sah ihm verklärt in das mutige, fegefeindliche Auge. Eine letzte Umarmung, dann trennten sie sich. Die Komtesse schritt, am Arm des Bruders, der die Abschiedsgrüße nicht zu verhindern vermochte, davon. Werner folgte langsamem Schrittes, an das boranglühende Licht mit den Augen sich klammernd. Jetzt erschloß sein zitterndes Schimmer und heller Tageschein flutete dem Aufsteigenden ins Auge, das sich, von der Lichtfülle geblendet, schloß.

Werner war es, als sei mit dem flackernden Funken alles erloschen. Bohin er blickte, sah er trotz des gleichenden Sonnenlichts dunkle Nacht.

Das Geräusch der Schritte hatte in der Eskadron große Bestürzung erregt. Das Haus und die umliegenden Gebäude wurden durchsucht — nirgends eine Spur von dem Vermissten!

Der Keller, in dem Werner gefangen gehalten wurde, war so verborgen gelegen, daß es dem Nichts entgegenwärtigen kaum möglich war, den Zugang zu entdecken.

Ein Unglücksfall schien ausgeschlossen — sonst hätte man einige Spuren davon auffinden müssen. Es blieb also nur die Annahme übrig, Werner sei in einen Hinterhalt gelockt worden. Dieser Verdacht faßte immer mehr Wurzel und erzeugte unter den an ihrem Führer mit Begeisterung hängenden Dragonern einen solchen Ingrimm, daß sie ihn am liebsten an dem Dorf und seinen Bewohnern ausgelassen hätten.

Fähnrich v. Ronegg, der das Kommando übernommen hatte, mußte als erstes aufbieten, einen Racheakt zu verhindern, da dadurch die Möglichkeit, den Verschwindenden aufzufinden, überhaupt genommen wurde.

Zunächst sandte er einen Dragoner an den Leutnant Graf Eberstein nach der Ferme ab mit der Meldung von dem Vorgefallenen und dem Ersuchen, das Kommando über die Eskadron zu übernehmen.

Es war gegen Mitternacht, als Graf Eberstein in Arcene eintraf. Das größte Teil des Kommandos hatte er mitgebracht und nur einen Beobachtungsposten auf der Ferme zurückgelassen, der den Auftrag hatte, den Aufbruch der im Walde versammelten Franktireurs unverzüglich zu melden.

Graf Eberstein, voll Sorge um seinen Freund und Kameraden, ließ eine nochmalige Suche vornehmen, die er selbst leitete. Auch sie verlief

ergebnislos. Jetzt galt es, alle Maßregeln zu treffen, um dem Ueberfall des Feindes zu begegnen.

Der Regen hatte aufgehört. Der Himmel begann sich aufzuhellen, und in dem vorüberziehenden Gewölbe erschien der Mond und warf seine Silberstreifen auf die Erde. Dies tam dem Leutnant sehr gelegen, da ein Herankommen des Feindes im Schutze der Dunkelheit nicht möglich war.

Eben hatte er das Dorf mit einer Patrouille durchschritten, um seine Leute auf das Kommando vorzubereiten, als er am südlichen Ende einen mit hohen Mauern umgebenen Friedhof entdeckte, der die Straße und das jenseits der Straße gelegene Terrain beherrschte. Einige hundert Schritte entfernt zweigte ein Feldweg von der Straße ab, der bei näherer Musterung nach einer bewaldeten Höhe führte. Der Offizier ritt eine Strecke auf ihm fort und fand zu seiner Ueberraschung, daß der Pfad zu dem verdächtigen Waldsaum und nach der Ferme führte, die hier in viel kürzerer Zeit zu erreichen war.

Sein Plan war gemacht. Er stellte zwei Reiter als Posten auf, ritt in scharfem Tempo ins Dorf und sammelte so schnell als möglich, doch ohne Lärm, die Eskadron, die er vor dem Dorfe aufmarschieren ließ. Die Hälfte der Dragoner mußte absteigen und sich in dem Friedhof festsetzen, dessen Mauer eine sichere Brustwehr bildete. Die Mannschaft verteilte sich der Mauer entlang und schlug Löcher in das Gemäuer, um den Feind mit dem Karabiner bestreichen zu können. Der andere Teil der Eskadron zog sich mit den Pferden der abgesetzten Reiter in einen hinter dem Friedhof liegenden Geländeabschnitt zurück, um im geeigneten Augenblick dem Feind in die Flanke zu fallen.

Die Uhr zeigte auf zwei Uhr morgens, als die Patrouille von der Ferme in gestretem Galopp mit der Nachricht eintraf, daß die Bande im Walde sich in Bewegung gesetzt habe, und bald darauf meldete der von Graf Eberstein aufgestellte Posten das Nähen eines großen Trupps Bewaffneter, der noch ungefährer Schätzung 300 Mann zähle und von einem Mann zu Pferde befehligt würde.

Der Leutnant schärfte seinen Leuten absolute Ruhe ein. Kein Schuß sollte fallen, ehe er nicht das Zeichen gegeben.

„Jetzt ruhig und sicher! Jeder nimmt seinen Mann aufs Korn. Ich lasse sie so nahe herantommen, daß ihr nicht fehlen könnt. Also aufgepaßt, Leute, und tallets Blut! Still, je kommen!“

Die letzten Worte des Offiziers waren im Flüsterton gesprochen, denn schon zeigten sich auf der Straße einige dunkle, den Vortrag bildende Gestalten, die sich langsam und vorsichtig vorwärts bewegten und erschaut schienen, nirgend auf einen Posten der Deutschen zu stoßen.

Als sie dem Kirchhof auf etwa hundert Schritte nahe gekommen, machten sie halt, um das Gros abzuwarten. Dieses zog in geschlossenen Haufen auf der Straße einher, ihre ganze Breite einnehmend, voraus der berittene Führer.

Bei dem Vorstoß angekommen, ließ dieser halten und instruierte seine Leute.

Eben trat der Mond aus einer Lücke in den Wolken und übergoss mit hellem Licht die Schar, die in aller Zuversicht des Sieges und im wohligen Gefühl der Rache den Worten des Führers lauschte.

„Keinen Bardon! Sterben sollen die Prussinen wie Hunde! Vorwärts! Es lebe die Rache!“

„Nieder mit den Prussinen! Rache für Frankreich!“ Klang es aus dem Haufen, der jetzt in lebhaftem Schritt vorwärts drängte.

Mit einem Male stieg die Schar. Das laute Geräusch eines Dragonerpferdes, das das Tier des Franzosen witterte, scholl durch die stille Nacht.

„Aufgepaßt!“ schrie der Anführer der Franktireurs. „Feinde sind in der Nähe!“

Es war sein letzter Ruf. Im selben Augenblick streckte ihn ein Schuß vom Pferde, und nun ergoß sich ein verheerendes Feuer auf die schutzlosen Franzosen, die entsetzt und verwirrt durch den plötzlichen Ueberfall an seine Gegenwehr dachten und sich mit verzweifelten Rufen: „Wir sind verraten! Rette dich, wer kann!“ zur Flucht wandten.

Da sprang ein hämmiger Keel vor, rief seinen Genossen zu, im Straßengraben und hinter Bäumen Deckung zu suchen, sammelte einen Trupp Leute um sich und verschwand mit ihnen.

„Der Hentel soll mich holen, wenn der Keel nicht Böses im Schilde führt. Sehen Sie acht, Herr Fähnrich, der macht uns noch zu schaffen.“

„Kann wohl sein!“ meinte Ronegg auf die Worte des Gefreiten. „Aber, ans Verfolgen dürfen wir nicht denken. Wir können uns keine feste Position nicht aufgeben um ein paar solcher Kele.“

Die Franzosen, die sich von ihrem Schreden erholt hatten, unterhielten einen lebhaften Feuer auf den Kirchhof, das zwar keinen Schaden anrichtete, aber auch den Deutschen bei der Ue-

berzahl der Feinde vorerst keinen erfolgreichen Vorstoß gestattete.

„Teufel auch, wie kriegen von der Seite Feuer!“ rief der Fähnrich, als mehrere Kugeln in die Reihen der Dragoner einschlugen. Sie kamen von einer links der Straße gelegenen Anhöhe.

„Sehen Sie, Herr Fähnrich, wie recht ich hatte!“ bemerkte der Gefreite. „Da oben ist der Schuß und grinst herunter.“

Der Fähnrich hatte nicht Zeit, darauf zu erwidern. Er wurde zum Leutnant gerufen, der ihm den Befehl gab, mit einem Zug Dragoner die Anhöhe um jeden Preis zu nehmen.

„Jetzt geht acht, Dragoner! Sobald der Fähnrich die Kerle da oben vertreiben, Schnellfeuer auf die Bande und dann zur Attacke!“

Das Gros der Franktireurs hatte, kaum daß es die Besetzung der Anhöhe durch die Ihrigen und den dadurch erlangten Vorteil bemerkt, frischen Mut bekommen und begann, ermuntert durch die defensive Haltung des Gegners, wieder zu avancieren.

„Bravo, Ronegg! Das heißt flott geritten!“ rief Graf Eberstein, als er die Reiter in vollem Galopp die Anhöhe nehmen sah. „Doch was ist das? Er stürzt —“

„Herr Leutnant! Er ist schon wieder oben!“ jubelte der Dragoner.

„Bei Gott! Das heiße ich Glück. Und jetzt sind sie ihnen auf den Hals. Gnade Gott den französischen Schädeln, auf die ihre Plempen niederfallen! Hurra! Die Kerle laufen, was das Zeug hält. Jetzt Schnellfeuer auf die ganze Bande!“

Der Angriff auf die Höhe hatte sich so schnell abgepielt, daß die Franzosen es unten kaum merkten. Sie hatten, zuversichtlich gemacht durch das schwache Feuer der Deutschen, ihre Deckungen verlassen und griffen in dichten Haufen an.

Um so furchtbarer wirkte die Selbve, die jetzt prasselnd in ihre Reihen schlug und rechts und links die Blusenmänner niederstreckte. Und als jetzt Eberstein mit seinen Dragonern in unwiderstehlichem Ansturm mit Trompetenschmetter und brausen dem Hurra auf sie einbrang — da war kein Halten mehr. In wahnsinniger Flucht stob der Haufen auseinander, dem, um das Maß voll zu machen, noch der Fähnrich mit seinen Reitern in die Flanke fiel.

In kurzer Zeit war das Terrain vom Feind säubert. Was den Augen der Deutschen entging, endete unter den wuchtigen Säbelhieben der Dragoner oder unter den Hufen der Pferde sein Leben. Nur ein kleiner Teil rettete sich in den Wald.

Eine Menge Toles und Verwundeter bedeckte den Boden, und als Graf Eberstein den Befehl an die Dorfbewohner ergehen ließ, für Beistand der Verletzten Sorge zu tragen, da ging ein Wehklagen durch den Ort; denn fast jedes Haus hatte einen Verlust zu betrauern.

Die Eskadron war gut weggekommen. Außer einigen verwundeten Reitern und mehreren angeschossenen Pferden hatte sie keine Einbuße erlitten. Das lag nicht nur an der mangelnden Schießdisziplin der Franzosen und der Schnelligkeit und dem Ungelühten des deutschen Angriffs, sondern auch an der ungenügenden Bewaffnung der Freischützen. Ihre Schießwaffen waren eine bunte Musterart der verschiedensten Gattungen und Systeme. Vom ältesten Schießprügel mit Monsterfals bis zum Chassepot war alles möglich vertreten. Immerhin konnte die Bande einem unvorbereiteten und ahnungslosen Feinde gefährlich, ja verderblich werden.

„Na, die Sache ist über Erwarten gut gegangen“, bemerkte der Leutnant, als er mit dem Fähnrich wieder ins Dorf ritt. „Die Kerle haben ihre Lektion weg, wir werden einige Zeit Ruhe haben. Es war offenbar dieselbe Bande, die wir unter dem Namen „Benqueus“ kannten und die schon einige Zeit diese Gegend unsicher machte und Requisitionskommandos unsrer Truppen überfiel.“

„Ihr Führer scheint übrigens ein Mann vornehmen Standes zu sein“, meinte der Fähnrich. „Er trug hohe Jagdlüffel und graue, prall sitzende Hosen; seine Zoppe zeigte den feinsten Pariser Schnitt.“

„Sie müssen's ja wissen, Ronegg!“ unterbrach der andre lächelnd den Fähnrich. „Waren ja in der Garnison das lebendige Modejournal.“

„Das verlernt man im Felde, Herr Leutnant! Aber der Franzose interessiert mich sehr. Ich habe ihn mir näher angesehen, als ich an dem Leblosen vorbeiritt. Ein feines, prächtig gemessenes Gesicht mit einem zynischen Zug um den Mund, der die edlen Linien und das schöne Ebenmaß störte, dazu Körperformen von einer seltenen Harmonie.“

„Sie scheinen ja genaue Studien angefertigt zu haben und machen mich wirklich neugierig, selbst den Gefangenen zu sehen.“

„Hören Sie nur weiter!“ fuhr der Fähnrich fort. „Während ich mit dem Mann betradete, ist es mir, als ob sich feine Lider bewegten und ein Juden durch den Körper ginge. Es war wohl ein Spiel meiner Phantasie — aber seltsam, ich kann seitdem den

Gedanken nicht los werden, daß der Franzose noch lebt.“

„Das können wir bald sehen! Zunächst will ich aber meine Befehle für die Leute geben. — Wachmeister! Eskadron soll ihre alten Quartiere beziehen und sich Ruhe gönnen bis zum Mittag, wo ich Weiteres anordnen werde. Die Dragoner Riels und Koller begleiten mich als Beobachtungsleute. — So, Ronegg, jetzt lassen Sie uns Ihren geheimnisvollen Franzosen ansehen!“

Mit diesen Worten setzte der Leutnant sein Pferd in Trab und ritt mit seinen Begleitern den Weg zurück.

„Hier muß er liegen!“ rief der Fähnrich, als sie an einem Pferdewald anlangten, der am Rand der Straße lag. „Sehen Sie nur das edle Tier, das er geritten hat — ein Braunwallach von elegantem Stierbau. Schade um das prächtige Ross!“

„Ja, das Pferd sehe ich wohl, lieber Ronegg! Aber der Reiter — wo ist der?“

„Donnerwetter! Der ist fort! Hier an dieser Stelle, dicht neben dem Pferde, lag er. Der eine Fuß steckte noch im Bügel. Aber zum Hentel, wohin mag er gekommen sein?“

„Sie haben wohl richtig gesehen, als Sie in dem Manne noch Leben vermuteten. Vielleicht war er gar nicht verletzt und spielte die Rolle eines Toten, um sich nachher desto leichter salbieren zu können.“

„So wird's sein!“ stimmte Ronegg bei. „Die Kugel hat nur das Pferd getroffen, das im Sturz seinen Herrn mitriß.“

„Dr, Dragoner, was treibt ihr da?“ rief der Leutnant seinen Leuten zu, die abgesehen waren und die Reihen der Toles durchwanderten.

„Wir suchen den verdächtigen Blusenmann“, war die Antwort. „Es ist derselbe, den ich von der Anhöhe verjagte. Es scheint ein ganz durchtriebener Patron und eine Art Adjutant des Anführers zu sein. Offenbar ist er entkommen.“

„Sollte denn gar kein Zeichen vorhanden sein, das uns über den Hauptling der Freischärer Aufschluß geben könnte?“ überlegte Graf Eberstein. — „Salt, da die Schabrade! Ist das nicht eine Baronkronne am Zipfel? Sehen Sie mal nach, Ronegg!“

„Gewiß, Herr Leutnant!“ bejahte der Fähnrich, der mit einem raschen Schreie vom Pferde war.

„Und nun schauen Sie nach der andern Seite! Vorwärts, Dragoner, nehmt dem Pferd Sattel und Schabrade ab, dann geht es rascher! — Nun, was steht in der andern Ecke?“

„Die Buchstaben „R. v. B.“. Bitte überzeugen Sie sich selbst!“ Und der Fähnrich hob die Satteldecke in die Höhe und sah den Leutnant fragend an.

„s ist wenigstens etwas. Die Schabrade nehmen wir mit. Und nun zu unsern Leuten!“

Unterwegs besprach Graf Eberstein mit dem Fähnrich die Notwendigkeit nochmaliger strengster Durchsuchung des ganzen Dorfes und eifrigster Forschung nach dem verschwindenden Eskadronschef. Jetzt, nachdem die Aufregung des Kampfes sich gelegt, machte sich die Sorge um das Schicksal des geliebten Kommandeurs und Kameraden fühlbar und ließ die Offiziere nicht zu dem frohen Genuß des erfochtenen Sieges kommen.

Der Tag war schon angebrochen, als die beiden Offiziere, ermüdet und abgesehen von den erfolglosen Nachforschungen, ihr Lager aufsuchten, um einige Stunden Schlaf zu genießen. Sie sollten ihnen nicht werden. Kaum hatten sie den todmüden Leib auf das Kottbett — diesen Namen verdiente in der Tat das morsche, aus Holz und Stroh bestehende Gerüst — gestreckt, als sie durch lauten Lärm aufgeschreckt wurden.

Aber diesmal waren es Freudenrufe, schmetternde Hurras, die sie mit Schauern froher Hoffnung durchbeben — war er gefunden, der Vermisste, Zoigeblaubte!

„Ja, wahrhaftig! Da ist er selbst heil und munter, umdrängt von seinen Leuten, nicht allen freundlich und schüttelt den ihn begrüßenden Offizieren kräftig die Hände.“

„So, Kinder, da habt ihr mich wieder! Ein Sturz in ein Geröhl, dessen Öffnung nur lose überdeckt war, hat mich einige Stunden in die Unterwelt getrieben, aus der ich durch eine wackere Französin gerettet wurde. Das nächtliche Mißgeschick hat außer einer starken Betäubung keine Folgen gehabt. Euch aber, meine tapferen Kameraden, die ihr während dieser Zeit einen siegreichen Strauß ausfocht, meinen wärmsten Dank! Ich bin besonders, Graf Eberstein, für die treffliche Führung und unserm Konegg für die schnelle Attacke!“

„Dragoner!“ rief Graf Eberstein. „Unserm wiedergeborenen Eskadronschef ein donnerndes Hurra!“

Und hundert kräftige Reiterheulen donnerten ein Hurra in die Luft, das sich mit tosendem Echo an den Häusern brach, und die Dörfler aus ihrer Ruhe schreckte.

„Aber nun gönnt euch die verdiente Ruhe!“ mahnte Werner die ungeheime Schar. „Am Mittag marschieren wir! Sie, lieber Eberstein, kommen mit in mein Quartier und schildern

mir die ereignisvollen Einzelheiten des nächtlichen Kampfes. Morgen, Dragoner!“

In seinem Quartier, wo ein frugales Frühstück auf den Ueberwundenen wartete, nahm er den Bericht des Leutnants entgegen und war aufs freudigste berührt von der wackeren Haltung seiner Leute wie von der Entschlossenheit und Tatkraft seiner beiden Kameraden.

„Aomn, lieber Freund, stoßen wir an auf das prächtige Gelingen des verwegenen Unternehmens. Bester hat' ich's auch nicht machen können. Aber nun hör', was ich dir zu sagen habe — nicht als Chef dem Untergebenen, sondern als Freund dem Freunde!“

„Und er enthielt dem gespannt lauschenden Kameraden das Geheimnis seines nächtlichen Abenteuers, ohne seine eigene Sorglosigkeit zu bekümmern.“

Graf Eberstein war verblüfft von dem Gehörten. Mit seinem heiteren Naturell gewann er aber rasch der Sache die launige Seite ab.

„Das gäbe einen famosn Stoff für einen Roman. Meinst du nicht, Ronegg? Wenn wir glücklich heimkehren, empfehle ich ihn dir zu höchstgehener Bearbeitung.“

„Mir kommt der ganze Vorgang wie ein Traum vor. Wenn mich nicht die Erinnerungen der Fesseln und die noch immer nicht recht konstant gehende Zirkulation meines Blutes eines anderen belehren — ich könnte wahrhaftig glauben, meine Einbildungskraft habe mir einen Streich gespielt. Rahmen die Ereignisse doch einen so ungewöhnlichen und reichend schnellen Verlauf, daß einem schon der Verstand versagen kann.“

„Und wie sagst du, daß der Freier der jungen Dame heißt?“

„Raoul!“ rief Graf Eberstein aufhorchend. „Me Wetter, wenn du der elegante Reiter wäre!“

„Was sagst du? Hast du eine Vision! Wen meinst du, Hugo?“

„Du hast mein Blut durch deine merkwürdige Erzählung so in Wallung gebracht, daß ich Gelsenperle sehe. Mir fuhr, als du den Namen „Raoul“ nanntest, wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, ob dieser Raoul nicht derselbe wäre, wie der Hauptling der Freischärer, dessen Pferdeshabrade die Zeichen „R. v. B.“ trug.“

„Bei Gott, ein eigentümliches Zusammentreffen! Deine Vermutung hat etwas für sich. Wenn ich an die Art und Weise denke, wie die Komtesse und ihr Bruder mir gegenüber auftraten, möchte man beinahe glauben, daß zwischen ihnen und dem Bandenführer geheime Beziehungen und Verabredungen bestanden. Wäre es mir nicht gelungen, in den Gefühlen der Französin eine so läche Wandlung hervorzurufen — wer weiß, was aus mir geworden wäre! Der blindwütige Fanatismus gegen alles, was deutsch heißt, ist doch ein bedenkliches Symptom für die geistige Verfaulung, die in Frankreich herrscht.“

„Und doch hast du es diesem gallischen Haß zu verdanken, daß eine der schönsten und edelsten Töchter Frankreichs zu dir in Liebe entbrannte. Haß kann zu Liebe, Liebe zu Haß werden, aber niemals wird aus Gleichgültigkeit, diesem toten Punkt im feilschen Leben, ein leidenschaftliches Liebes, eine sympathische Regung entstehen, die das Herz zum Herzen führt.“

„Nun wirst du gar philosophisch. Oh, Hugo, was ist aus dir geworden!“ rief Werner in komischer Verzweiflung.

„Du hast gut spotten! Den warmen Hauch eines süßen Mädchens mundes auf den Lippen, magst du über den Gräber lachen, der sich in trockenen Gedankengängen über Hasen und Lieben ergoht.“

„Fällt mir gar nicht ein, mein Lieber! Ich gebe dir vollkommen recht und beuge mich in Demut vor deiner Weisheit!“

Die beiden sahen noch einige Zeit beieinander und überlegten, auf welche Weise sich Werner mit der Geliebten verständigen könne. Graf Eberstein übernahm es schließlich, in unauffälliger Weise sich Eintritt in die Mairie zu verschaffen, mußte aber unverrichteter Sache wieder abgeben, da er weder Einlaß erhielt, noch die Geseuchte zu sehen bekam.

Werner selbst erging es nicht besser. Als er von seinem Zimmer aus eine Verbindung mit Cécile herzustellen versuchte, fand er die Tür verschlossen; weder Klopfen noch Rütteln vermochte die feste Schranke aus ihrem Festhalte zu heben.

Es blieb ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen. Die Vorbereitungen zum Abmarsch und zur Sicherung der Marschroute beschäftigten ihn zudem in vollem Maße, und Werner war ein zu pflichtgetreuer Offizier, als daß er nicht seine eigenen Interessen den Anforderungen des Dienstes untergeordnet hätte.

Die Eskadron stand in Reih' und Glied und wartete auf ihren Führer, der in seinem Quartier weilte, immer noch auf ein Zeichen von Cécile hoffend. Da, als er eben den Säbel umschnallte, ist es ihm, als verspüre er einen Luftzug. Er dreht sich um und sieht, wie die Tür, an der er seine Kraft vergeblich versucht hätte, sich öffnet und durch die Spalte ein Zettel ins Zimmer fällt.

Mit einem Sprung ist er an der Tür, aber schon hat sich diese wieder geschlossen, und er steht wie Urbater Adam vor dem versperrten Eden.

Er hebt das Papier auf. „Ich reise.“ So lauten die flüchtig hingeworfenen Zeilen, „mit meinem Bruder nach Schloß Frenois bei Epernay. Gott schütze dich! Cécile.“

„Ich danke dir, du Holde, Süßer. Das ist ein Wind des Schicksals. Epernay ist auch mein Ziel.“

„Und frischen Mutes, froher Hoffnung voll, schied er von der Stätte, an der er seine seligsten Stunden verlebte. Mit strahlendem Blick trat er vor seine Dragoner, die ihren Chef noch nie so heiter und aufgeräumt gesehen, und als jetzt auf sein Kommando die Eskadron anritt und die Trompeter mit schmetternden Fanfaren den Abzug begleiteten, konnte er sich nicht verlagern, dem Haufe, das sein Liebste barg, noch einen Gruß zuzuwinken.“

Eine Stunde hinter Arcene führt die Straße durch ein dichtes Gehölz. Die Eskadron hatte noch nicht die Mitte erreicht, als rechts und links aus dem Dickicht Schüsse fielen. Die Kugeln piffen den Reitern um die Ohren, und eine röhrenden Eskadronschef den Helm vom Kopfe.

Werner ließ einige Salven in das Gehölz, das ein Eindringen für Berittene schwer machte, abgeben und dann in gestrecktem Trab den Rest des Waldes durchschreiten. Leichter atmete jede Brust, als offenes Terrain vor ihren Mäulen lag. Die überstandene Gefahr war vergessen, die Pfeifen wurden in Brand gesetzt, und bald ver kündete der berberkräftige Gesang des alten Volts- und Reiterlieds: „Drei Vögel“ die wiedererfundene Sorglosigkeit und den kecken Freimut des Feldsoldaten, der, Tod und Gefahr ständig vor Augen, immer noch ein munteres Lied in der Kehle hat.

Nach dem Abzug der Deutschen hatte Arcene mit einem Schlag ein anderes Aussehen bekommen. Das stille, verlassene Dorf belebte sich mit Bewohnern. Frauen und Mädchen frohen aus ihren Kersteden wie die Regenwürmer nach einem warmen Regen und nahmen sich des häuslichen Herdes an. Im Kamine brannte das Feuer, in den Töpfen brodelte Suppe und Gemüse.

Die Männer, düster und ingrimig, standen in Gruppen auf den Straßen und besprachen die Vorgänge der Nacht. Gar viele fehlten unter ihnen. In ohnmächtiger Wut bollen sich die Fäuste, und greuliche Flüche wurden den Prussinen nachgesandt.

Vor dem Hause des Maires hielt ein zweierdiger Karren, eine Marter und Qual für jeden, der sich einem solchen Mittelstufen anvertrauen muß.

Céciles Bruder, der sich methuorbig rasch erholt hatte, wollte so bald wie möglich seine Schwester in Sicherheit bringen — nicht allein vor dem deutschen Offizier, sondern auch vor den feindlichen Soldaten. Als sicherer Zuflucht erschein ihm Schloß Frenois, ein kleiner, seiner Familie gehöriger Landstift mit hübschem Park und fruchtbareren Ländereien, der von einem Diener des Hauses verwaltet wurde.

Dieser hatte ihm auf seine Anfrage geschrieben, daß die Deutschen sich rückwärtsvoll benähmen. Die Gutsheftigkeit habe nichts zu befürchten. Der in Epernay befindliche preussische Kommandeur halte streng darauf, daß das Eigentum der Franzosen respektiert werde.

So hatte sich Maurice, wenn auch schweren Herzens, das die Voreingenommenheit und den eingeengten Haß gegen die deutschen Eroberer noch nicht verwinden konnte, sich zur Reise bereitzustellen. Die Komtesse, von den Argusaugen des Bruders bemerkt, hatte den Augenblick, wo Maurice auf einige Minuten das Zimmer verließ, benützt, dem Geliebten ihre Volkshaft zu übermitteln.

Die Reise erlitt eine unerwartete Verzögerung. Als sich die Geschwister anschieden, das Zimmer zu verlassen, erschien auf der Schwelle ein junger, halb städtisch, halb ländlich gekleideter Mann, dessen blasses, feines Gesicht tief schwarzes Haar umfärbte. Der Blick der ein verheerendes Feuer der Leidenschaft ausströmenden Augen hatte etwas Strebendes, Unheimliches. Am die Lippen des Mannes, der sich in der Mitte der Zwanziger Jahre mochte, lagerte ein spöttischer Zug, der den überfälligen Lebensmann verriet.

Lebhaftesten, ferdernen Schrittes, in Haltung und Gang den Weltmann offenbarend, trat er auf das Paar zu, lächelte Cécile galant die Hand und unarmte Maurice.

(Fortsetzung folgt.)